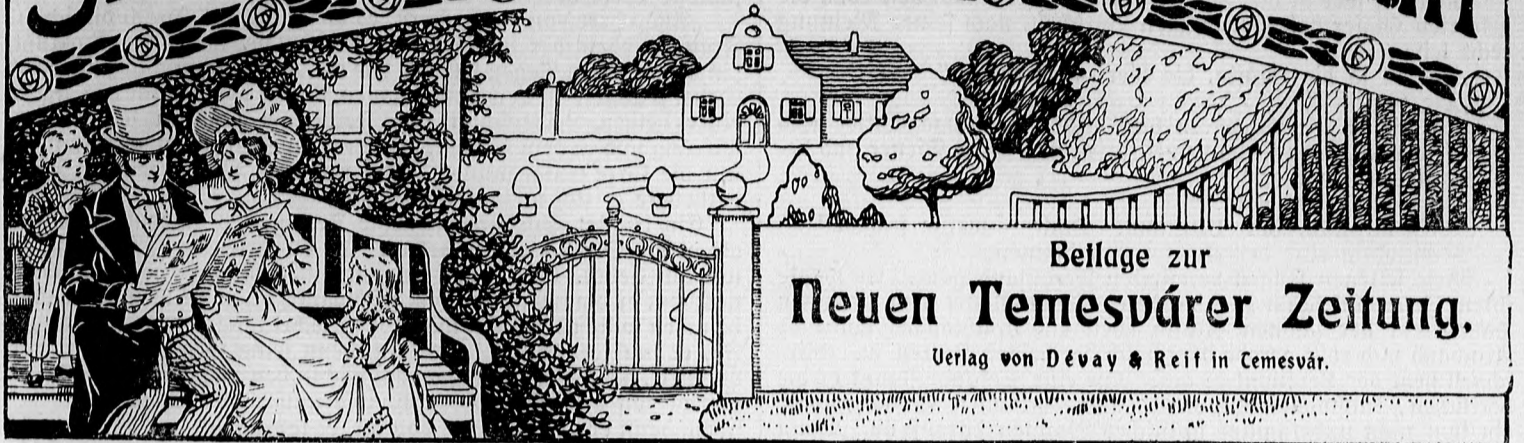


Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Belage zur
Neuen Temesvárer Zeitung.

Verlag von Dévay & Reif in Cemesvár.

Schloß Falkenhorst.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

So erregt hatte Ferdinand den Vater noch nie gesehen. Er stürzte dem Davoneilenden nach, ihn zurückzuhalten, um ein ruhiges Wort mit ihm zu sprechen. Umsonst, schon winkte der alte Aristokrat einer Droschke und wenige Sekunden später sah sein Sohn ihn nicht mehr.

Ferdinand rannte wie toll in seinen Gemächern umher. Eine so harte Liebesprobe hatte er denn doch nicht erwartet. Auf Reichtum, Rang und Ansehen verzichten, um eines Mädels willen? Das war stark. Und dennoch, in dieser Stunde wenigstens war seine Liebe wahr und allgewaltig.

„Und sollte ich als einfacher Arbeiter ein Hungerdasein fristen, ich bleibe meinem Frischen treu!“ das sagte er nach banger Minuten ernsten Ringens laut vor sich hin. Es drängte ihn, gerade in seiner augenblicklichen Gemütsverfassung den Freund aufzusuchen, den er bestimmt seiner Meinung wußte. Doch als er in die Straße einbog, in welcher Wilhelm wohnte, stieß er auf den Forstassessor Walthher.

„Ah, Sie hier, Freundchen?!“ rief derselbe lebhaft, Ferdinand die Hand reichend. „Wollte eigentlich gerade zu Ihnen. Doch ich will Sie nicht abhalten, Ihren treuen Jugendfreund aufzusuchen, was jedenfalls Ihre Absicht ist.“

„Hat Zeit,“ erwiderte Ferdinand. „Lassen Sie uns auf einen Schoppen drüben in den goldnen Adler gehen.“

„Famöser Gedanke. — Habe nämlich riesigen Durst. War zum Termin heute hier. — Verflucht lange, trockene Sitzung.“

Der Portier öffnete mit tiefer Verbeugung die Türe und die beiden guten Bekannten nahmen in einer der Nischen am Fenster Platz.

Dienstfertig erkundigte sich ein Kellner nach den Wünschen der ihm nicht unbekannteren noblen Gäste, und bald fühlte man

sich behaglich in dem splendit eingerichteten Raum. — Durch die mit wertvollen Glasmalereien in mittelalterlichem Stil ausgestatteten mächtigen Fensterseiben konnte Ferdinand bequem hinüberschauen zu dem verräucherten alten Giebelhause, in dem sein Freund das Oberstübchen bewohnte, an dessen Fenster zwei schneeweiße Gardinen als einzig Sauberes zu dem luxuriösen Hotelgebäude, dem Verkehrslokal der Vornehmsten der Residenz, demütig und verschämt hinüber lächelten.

„Ist ja eine fatale Sache, die Sie da mit dem alten Herrn vorhatten,“ sprach Walthher jetzt, das feder Schnurrbärtchen bürtend. „Traf den Herrn Papa nämlich bei Herber, wo er sich in einer Partie Whist Zerstreuung suchen wollte. Oberst Kalkstein ist auch dort.“

„Ich glaubte, Sie kämen soeben schwachmatt vom Amt? Waren also schon bei Herber?“ wandte Ferdinand ein.

„Nur so im Vorbeigehen auf zwei Minuten, da mein Reitpferd dort steht. Hörte aber trotzdem die ganze Geschichte.“

Ferdinand sprang auf und durchmaß ein paarmal mit langen Schritten die weite Halle. „Hm, dann will ich gleich per Droschke zu Herber!“ rief er nun hastig aus, vor Walthher stehen bleibend. „Ich glaubte, Papa wäre sofort heim gefahren.“

„Aber Freundchen, beruhigen Sie sich doch! Um Gottes willen, bleiben Sie hier! Hat ja keinen Zweck! Hab' schon für Sie die Lanze gebrochen. Wird alles gut werden. Lassen Sie nur! Habe mit Ihrem Papa die Sache besprochen.“

„Ach was, so im Vorbeigehen? Brauche übrigens auch nicht immer einen Vormund, bin alt genug, um meine Sachen allein zu verfechten!“ brauste der Leutnant auf.

„Recht so! Undank ist der Welt Lohn! Ich habe als Freund gehandelt, lieber Falkenhorst, nicht, um die Rolle eines Vormunds zu spielen. Die überlasse ich Würdigeren, die mehr Einfluß auf Sie zu haben scheinen als eine offene Natur.“

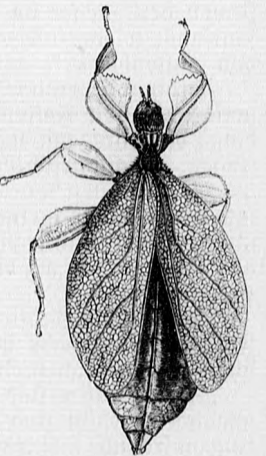
„Lassen Sie das, Walthher! Ich befinde mich in höchst reizbarer Stimmung. Lassen Sie jegliche Anspielungen auf meinen Freund Winkler! Ich wünschte, er wäre hier. Ich möchte zu ihm schicken und ihn rufen lassen.“

„Wäre mir äußerst angenehm,“ sprach Walthher mit unveränderter, freundlicher Miene. Er scheint mir ein recht kluger, praktischer Mensch zu sein.“

Wieder durchmaß Ferdinand das Zimmer. Dann schien er ruhiger geworden. Jedenfalls setzte er sich, sein Glas ergreifend, mit friedfertiger Miene an den Tisch und sagte kurz in etwas heiserem Ton: „Arger beiseite! Reden wir kein Wort mehr davon. Weiß, was ich zu tun habe.“

Da rauschte etwas wie ein schweres Seidenes Gewand an den beiden vorüber, während sie gerade einen tiefen Schluck taten. Eine große, majestätische Frauengestalt von wunderbar ebenmäßigen, selten schönem Wuchs war das.

Jetzt nahm sie drüben an einem Tischchen Platz und verlangte die Zeitungen. Ferdinand sah ein schönes Gesicht mit frischen



Das wandelnde Blatt,
Phyllium siccifolium.
(Mit Text.)



Ein interessantes Beispiel für Mimikry: Das wandelnde Blatt, *Phyllium siccifolium*, auf Blättern sitzend.
(Mit Text.)

öffnete mit tiefer Verbeugung die Türe und die beiden guten Bekannten nahmen in einer der Nischen am Fenster Platz.

Dienstfertig erkundigte sich ein Kellner nach den Wünschen der ihm nicht unbekannteren noblen Gäste, und bald fühlte man

man jetzt nach. Sehr
Einesteils hat das
her, andererseits kann
schlechten Gurken her-
gebe etwas Kräuter-
bald für die Küche.
Blütentee, jene weißen
duftenden Blüten-
fischen Flieder. Er
dem Wasser aufge-
gens und abends ge-
st vorhanden, so mag
monaden geben.

he als Ursache der
icht allzu selten fest-
amentlich bei jungen
ird damit begründet,
chte Druß einen Reiz
n und Nerven des
er, sich fortpflanzend,
jene Störungen im
hervorrufen.

zt man im Frühjahr,
Es gelingt die Herbst-
st selten, indessen stellt
r, denn im Herbst ge-
erfrieren und faulen
Frühjahrsplänzlinge.
Geruch, den der Ge-
rretlich im Munde
der oft beim Reden
merkbar ist, verschwin-
nige Blättchen frische

ungen dürfen nicht zu
en. Sehr oft kommt
einbar ganz fest ver-
nach Entfernung des
abgestoßen werden.
der nicht zu stark ein-
sicht sich aber das
und Umlegen neuer
inden.

für Kartoffeln wer-
kleine Knollen aus-
selben oft unreif sind
entwicklung der Pflanze
leicht angestekt oder
telgroßen Kartoffeln.
große und sind im-
cht zu übertragen.



er:
Gabe, Gabe, Nabe, Labe
st, Osten.

kt und herausgegeben
art.

Lippen, zarten, rosigen Wangen und ein paar tiefblauen Augen, die in diesem Moment gerade fest und durchdringend auf ihn gerichtet waren. Uppiges, dunkelbraunes Haar stahl sich unter dem hochmodernen, breitkrempigen Federhut hervor, und eine kleine, fast zu kleine, blendend weiße Hand mit einem funkelnden Diamantring, suchte es mühsam zu ordnen.

„Kellner, wer ist die Dame?“ fragte Ferdinand, den eben die geleerten Gläser holenden jungen Burschen, nach seiner Meinung recht leise.

„Das ist ja die Gräfin, die hier oben wohnt.“

„Die Gräfin?“

„Ja, die ist seit vorgestern hier. Ist eine junge Witwe und wohl sehr reich, denn sie hält zwei Josen und einen Diener und bewohnt sieben Zimmer.“

„Ah — und der Name?“

„Weiß ich nicht, Herr Leutnant. Doch — werde fragen.“

Bereitwillig eilte der Kellner von dannen.

Diese seltenen Augen verwirrten Ferdinand ganz. Er wagte ihrem Feuerblick kaum zu begegnen. Da entgleitet dem zierlichen Handgelenk der schönen Gräfin eben ein prachtvolles goldenes Armband und rollt gerade dem Tisch der beiden Herren zu. Blitzschnell hebt der Leutnant es auf. Nur eine Sekunde staunt er die herrlichen, kunstvollen Gravuren und wertvollen Steine, sowie ein ihm nicht unbekanntes gräfliches Wappen darauf an. Dann übergibt er den Schmuck mit tiefer Verbeugung der eleganten Dame, die mit etwas fremdländischem Akzent ausruft:

„Tausend Dank, mein Herr! Welch ein Glück, daß es nicht verloren ging! Ist mir ein wertvolles Andenken.“

„Ein Prachtstück, Gnädigste! Habe ein ähnliches Kunstwerk noch nicht zu bewundern Gelegenheit gehabt.“

„Verzeihung, Herr Leutnant,“ sprach die Gräfin da mit allerliebstem Augenaufschlag, „habe ich nicht das Vergnügen, in Ihnen den Sieger im großen Rennen, das hier vor zwei Jahren stattfand, wiederzusehen, den damals so viel bewunderten Herrn von Falkenhorst?“

Ferdinand errötete leicht, verbeugte sich und erwiderte etwas verlegen: „von Falkenhorst ist mein Name; hatte damals allerdings die Ehre, mit meinem Bombardier den ersten Preis zu erringen. Doch durfte ich nicht ahnen, daß Gnädigste sich heute noch meiner entsinnen würden, zumal ich nicht einmal wußte, daß sich unter der Schar meiner Bewunderer und Bewunderinnen — nun, ich will mich jeglicher Schmeichelei enthalten. — Möchte nur um den Vorzug bitten, den Namen meiner hohen Gönnerin zu erfahren.“

„Ich bin die Gräfin Editha Ritenburg,“ antwortete die schöne Frau kokett. „Habe übrigens famose Ohren, weswegen ich Sie schon vorhin nach meinem Namen fragen hörte.“

„Frau Gräfin sind doch nicht etwa? — — Aber natürlich, gnädigste Gräfin sind die Witwe jenes — alten Herrn, der ein Jugendfreund meines Vaters war und dessen Bekanntschaft ich damals gelegentlich des Rennens gemacht, ohne zu ahnen, wer die Gattin dieses kränklichen, sorgenvollen Herrn wäre.“

„Schon recht,“ bemerkte die Gräfin, sich bequem in das Polster des Sofas zurücklehnen. „Mußte nämlich meinen Gatten treulos verlassen an jenem Tage, um zu einer sterbenden Kranken, aber heute noch lebenden Freundin, zu eilen. Konnte daher an dem glänzenden Rajinoball der Garde-Husaren leider nicht teilnehmen. Doch lassen wir das. Also ein Sohn von meines verstorbenen Gatten intimsten Jugendfreund sind Sie! Ei, das berührt mich angenehm! Darf ich Sie bitten, Herr von Falkenhorst, hier Platz zu nehmen.“

„Zu viel Ehre! Werde mir gestatten, gnädigster Gräfin auch meinen guten Bekannten, den Forstassessor Walther, vorzustellen.“

Walther näherte sich dienernd und hatte, als ihn die Gräfin ebenfalls bat, Platz zu nehmen, nur die devote Erwiderung: „Falls meine Anwesenheit wirklich nicht störend, so weiß ich die Ehre zu schätzen.“

Nun eilte der Kellner mit wichtiger Miene, die frischgefüllten Gläser auf dem Tablett, herbei, machte, als er die beiden Gäste am Tisch der Gräfin sah, ein recht dummes Gesicht und stutzte.

„Nur hierher damit!“ ließ die schöne Dame ihre etwas tiefe, aber recht klangvolle Stimme ertönen. „Auch für mich einen Schoppen dieses edlen Gebräus.“

Eine Stunde später empfahl sich Walther. Er wußte, denn er war ein kluger Menschenkenner, daß jenes Weib, dessen Geschichte er kannte, den leichtsinnigen Ferdinand bereits heute vollkommen gefesselt. Er stellte denn, als er auf seiner braunen Fuchsstute heimtrabte, so seine Betrachtungen aller Art an, wie er zu tun pflegte, wenn er allein war. Ferdinand wäre, da ihm ernstliche Erziehung fehlte, ein willenloses Spielzeug jeglicher äußeren an ihn herantretenden Gewalt, trotz guter und edler Veranlagung. Er würde also auch der Macht, die jene Venus besaß, erliegen.

Und dann — Fräulein? — Schon heute wollte er dafür sorgen, daß der alte Herr von Falkenhorst in unauffälliger und geschickter Weise auf die Gräfin Ritenburg aufmerksam gemacht würde.

Erst als die große Halle des Hotels mit Gästen überfüllt war, verabschiedete Ferdinand sich von der Gräfin, die ihm das imposanteste Weib der Welt dünkte.

„Also, Herr von Falkenhorst, es bleibt dabei,“ sprach die schöne Frau, nachdem der Leutnant ihr die schmale, weiße Hand geküßt, „in den nächsten Tagen sehe ich Sie in Ihrer Stammburg wieder.“ Dabei leuchtete in den dunkelblauen Augen der Gräfin das Feuer einer heißen Leidenschaft und Ferdinand fand in seiner Verwirrung und in dem Gefühl, sein Herz im Sturm besiegt zu wissen, nur die kurze Entgegnung: „Wird mir eine Wonne sein!“ Dann verbeugte er sich nochmals und ging.

Ein leichter Sprühregen nekte Ferdinands glühendes Gesicht, als er die Straße wieder betrat. Da durchrieselte es ihn eisigkalt wie im Fieber. Er zog den Kragen seines Mantels hoch und eilte, nachdem er eine Minute lang geschwankt, ob er Wilhelm jetzt noch besuchen sollte oder nicht, mit großen Schritten seiner Wohnung zu. Ja, er mußte ernstlich krank sein, denn seine Gedanken waren so verwirrt, als fehre er nach einem nächtlichen Gelage trunken heim. Etwas von der Macht der Hypnose mußte das schöne Weib besitzen, denn er war gebannt von ihr, er konnte sich der Fesseln nicht entledigen, die Gräfin Ritenburg in der kurzen Zeit um seine Seele geschlungen.

Allmählich wurde es klarer in seinem Hirn, er vermochte wieder zusammenhängend zu denken. Fräuleins helle Lichtgestalt trat vor sein geistiges Auge wie ein hehres Engelsbild, das ihn befreien wollte von der Macht der Sünde.

„Ich bin ein erbärmlicher Schwächling,“ murmelte er da, die Zähne fest zusammenbeißen. „Ich bin ein Ehrloser, weil ich nur einen Augenblick vergessen konnte, daß mein Wort mich bindet.“

Dann aber fiel ihm der Austritt mit dem Vater wieder ein, und das Los eines Verstoßenen dünkte ihm doch gar so hart. Was hätte denn Fräulein von einem Manne, der sie kaum ernähren könnte, der ohne Stellung wäre?

Müßte er nicht auch auf den Vater Rücksicht nehmen? Was würde die kluge, geistreiche Gräfin ihm raten? Ha, gluckenhell tönte ihm die Antwort in die Ohren: Nur kein Philister sein! Das Leben ist kurz, darum ein Tor, wer es nicht genießt!

Doch Ferdinand schenkte dieser Stimme kein Gehör. Ein ehrliches Ringen war es, das ihn an diesem trüben Abend fast zur Verzweiflung brachte. Und das Edle in seiner Natur siegte. Er schrieb, als er nach langer Wanderung heimgekehrt, an Fräulein einen umfangreichen Brief voll Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und wirklicher Liebe. Alles, alles sollte sie wissen, auch was der Vater gesagt, sein Zusammentreffen mit der Gräfin, sein Kämpfen und Ringen, alles ganz genau. Vielleicht hätte er besser getan, heute abend nicht mehr zu schreiben, denn seine Nerven waren zu sehr erregt und manches würde er am nächsten Morgen geändert haben in dem sehr langen Schriftstück.

Genug, er versiegelte den Brief und rannte, trotzdem der stets dienstfertige Johann sich bereitwilligst erbot, jenen zur Bahn zu bringen, damit er noch mit dem nächsten Zuge befördert werden könnte, selber in die regnerische Nacht hinaus.

Der Diener, ein schon bejahrter Mann von kazenfreundlichem Wesen und spitzbübischer Verschlagenheit, schaute seinem Herrn kopfschüttelnd und mit dem Ausdruck des Verdrusses auf dem lederartigen, glattrasierten Gesicht nach, bis derselbe um die Straßenecke bog.

„Also für dieses Mal ist's nit,“ murmelte Johann, ins Wohnzimmer zurückschleichend, um durch einen tüchtigen Schluck aus der Kognakflasche, die auf dem Büfett stand, seinen Ärger zu verschleichen.

Diese „redliche Seele“, wie Ferdinand in seiner arglosen Art den „Obersten“ seiner Bedienten zu nennen pflegte, hatte schon dem alten Herrn von Falkenhorst gedient, als derselbe noch mit unzerütteter Lebenskraft den Becher der Lust zu leeren vermochte. Damals war Johann der Vertraute seines Herrn geworden. Jetzt durfte er sich nicht nur als solchen, sondern auch als guten Freund des jungen Herrn von Falkenhorst betrachten. Ach, er wußte so manches, er kannte so viele Geheimnisse von Vater und Sohn, daß ihm deren Wohlwollen für Lebenszeit gesichert war.

Heute, als Ferdinand sich nach der aufregenden Szene mit dem Vater, welche die „redliche Seele“ genau belauscht, entfernt hatte, war diese dem alten Herrn nachgeschlichen, um ihm süßen Trost zu spenden in dem bitteren Herzeleid um den entarteten Sohn.

„Ist nur ein kurzer Kauz, gnädigster Herr! Wird alles wieder ins richtige Geleise kommen. Werde tun, was ich tun kann.“ Das hatte er dem Schlossherrn zugerannt.

„Hm, alter Schlauberger,“ war von Falkenhorsts Antwort ge-

wesen, „vielleicht, doch dürfte das noch manchen Kampf kosten. Könntest mir übrigens, da du doch alles gehört und in die fatale Geschichte eingeweiht bist, behilflich sein, den verlorenen Sohn auf den rechten Weg zurückzuführen, indem du die Briefe von Friederike einfach unterschlägst und mir auslieferst. Du holst ja stets die Postfächer ab. Ebenso trägst du meines Sohnes Liebesbriefe ja gewöhnlich zur Post. Nichte auch bei diesen genau auf die Adresse und verschaffe mir die für Friederike bestimmten. Für jeden Brief bekommst du ein Goldstück, alter Fuchs.“

„Große Gnade, stehe Euer Gnaden in allem treu zu Diensten und in dieser Sache mit ganz besonderem Eifer, da es sich um ein gutes Wert handelt.“

„Also gut! Bleibt dabei!“

Das waren des Schlossherrn letzte Worte gewesen. — Ein Goldstück war der „biedereren Seele“ nun also verloren gegangen. Das verdross sie. Doch fand sie bald wieder Trost, teils im vorzüglichen Kognat des Herrn Leutnants, teils in der Hoffnung auf weitere Liebesbriefe.

Am nächsten Tage stattete der Forstassessor Herrn von Falkenhorst wieder einmal einen Besuch ab. Der Schlossherr kam natürlich bald auf die gestrige Affäre zu sprechen und bat ihn, doch seinen Einfluß auf Ferdinand geltend zu machen, um den Unglückseligen von der größten Torheit, die er überhaupt begehen könnte, abzuhalten.

Darauf zündete Walthers lächelnd die ihm vom Diener soeben präparierte Zigarette an, zuckte die Achseln und sagte: „Ja, was könnte ich daran ändern? War gestern nachmittag übrigens mit dem Leutnant zusammen und gewann durchaus nicht den Eindruck, daß derselbe sein Herz bereits verschenkt. Der Gräfin Ritenburg gegenüber, die ich im goldenen Adler, wo ich nach unserem Zusammenreffen mit Ihrem Sohn einen Schoppen trank, nach zwei Jahren wieder sah, schien es mir ganz und gar nicht ein ernster Bräutigam zu sein. Oder diese Dame hat ihn mit ihren alles zaubernden Blutaugen zur Besinnung gebracht.“

„Was sagen Sie! Die Ritenburg — ist da?“ rief der Schlossherr mit weitgeöffneten Augen aus. „Das wäre ja famos! Dieses Prachtweib — Donnerwetter — das könnte die einfachste Lösung werden! Da muß ich ihr heute noch meine Aufwartung machen und sie, die Witwe meines intimsten Jugendfreundes, zu Gaste laden. Kann ja gar nicht anders sein.“

Mit diesen Worten sprang der sonst in seinen Bewegungen so gemessene und gravitätische alte Herr wie ein Jüngling voll Feuer und Liebeslust von seinem Sessel empor und rannte im Zimmer umher, als gelte es ein herrliches Ziel im Sturmschritt zu erreichen.

Der Forstassessor empfahl sich, um mit dem Verwalter noch über ein zu erledigendes Holzgeschäft zu sprechen.

Hellwig empfing ihn mit betrübter Miene und machte den Eindruck eines tiefgebeugten Mannes. Dem wackeren alten Herrn war es der Aufregung zuviel gewesen in den letzten Tagen, als daß er heute die ihm sonst eigene Höflichkeit dem Assessor gegenüber hätte wahren können. Er empfing ihn also ziemlich kühl, fast barsch, und sprach über die Geschäftssache in so bestimmtem Ton, als hätte er irgendeinen Wucherer vor sich.

Walthers verdross das indessen scheinbar absolut nicht, er blieb lebenswürdig, wie er es immer zu sein pflegte. So ganz wie von ungefähr fragte er denn auf einmal: „Und Sie haben Ärger gehabt, mein lieber Herr Hellwig? Hörte drüben auf dem Schloß von der Sache.“

„Allerdings,“ erwiderte der alte Beamte mit etwas zitternder Stimme. „Nur dürfte das Wort Ärger ein wenig zu schwach als Bezeichnung für das sein, was man mir zugefügt hat.“

„Aber guter Herr Hellwig, wie können Sie denn nur so — verzeihen Sie meine Dreistigkeit — so kleinmütig sein?! Ihr liebreizendes, kindlich unschuldiges Töchterchen kennt doch das Leben noch nicht! Sehr natürlich die ganze Sache! Ferdinand ist eben — seine edlen Eigenschaften in Ehren! — ein großer Windbeutel und er hat es in der Minute, als er Fritzchen von Liebe sprach, gewiß ehrlich gemeint. Aber denken Sie doch selber einmal ernstlich über die Sache nach! Ich weiß, Sie sind Ihrem Herrn treu ergeben.“

„Ja, das bin ich, und das war ich! Und dafür ernte ich als Dank, daß mein Kind, mein einziges, wahres irdisches Glück, dem Sohn meines Herrn gut genug erscheint als Spielzeug für eine — Laune.“

„Aber, Herr Hellwig, das ist gewiß ärgerlich, doch durchaus nichts so Ungewöhnliches! Machen Sie sich doch keine Sorgen. Ich kenne Ihr Töchterlein; das Fritzchen ist eben, weil es sein kindlich Gemüt noch so ganz rein bewahrt, in diesem Punkte nur ein Kind. Ich mache ihr keinen Vorwurf und ich weiß, daß sie, wenn sie erst ein paar Jahre älter geworden, aus vollster Überzeugung sprechen wird: ‚Water, du hattest recht! Dir danke ich es, daß

ich jetzt wieder ein glückliches Geschöpf bin.‘ Und auch der Herr Leutnant ist schließlich nicht zu verdammen. Berücksichtigen Sie sein Temperament, seine ganze verkehrte — ich möchte sagen, verrückte Erziehung!“

„Danke für Ihren Trost, Herr Assessor! Sie meinen es immer so gut mit uns. Gebe Gott, daß alles gut wird, aber sprechen wir jetzt nicht weiter über diese Sache.“

Ferdinand befand sich heute in großer Aufregung, denn Johann kehrte wieder mit leeren Händen von der Post zurück. Acht Tage waren nun bereits verstrichen, seit er an Fritzchen den langen Brief geschrieben, und bis heute war auch noch nicht die mindeste Antwort darauf erfolgt. In seiner Aufregung konnte Ferdinand sich das eben nur so erklären, Friederike wäre durch seine vielleicht allzu große Offenheit zu der Überzeugung gekommen, mit einem so leidenschaftlichen, wankelmütigen Menschen doch niemals glücklich werden zu können, zumal, wenn derselbe arm und elend geworden, nachdem er in der Fülle des Reichthums ernstes Arbeiten verlernt. Und darum schrieb sie nicht.

Oder sollte sie ihm ihr Herz überhaupt nur wegen seiner glänzenden Stellung geschenkt haben? Ach, wer könnte den Frauen so ganz trauen? Und Fritzchen wäre ja noch der reine Wackisch. Dazu käme ihre große Liebe und das Vertrauen zu ihrem Vater, dessen Willen zu erfüllen sie von Kindesbeinen an gewöhnt war.

Als Ferdinand alle diese Bedenken gestern abend Wilhelm gegenüber äußerte, da sagte dieser ruhig: „Du hast bis jetzt noch keinen Grund zu irgendwelchen Zweifeln an Fritzchens aufrichtiger Liebe. Man könnte ihre Briefe ja unterschlagen haben, vielleicht in guter Absicht!“

Wilhelm schien gestern überhaupt sehr optimistisch zu urteilen. Vielleicht war der Brief von Agnes, die an ihren Bruder und ihren Lebensretter zugleich recht nett geschrieben und ihren baldigen Besuch in der Residenz in Aussicht gestellt, die Veranlassung zu des sonst so gemessenen Freundes ungewohnt heiterer Laune gewesen.

Näher darüber nachzusinnen war Ferdinand nicht in der Stimmung. Ihn peinigten ernste Zweifel. Schon sann er auf eine Reise zu Fritzchen. Doch Urlaub konnte er ja in diesem Jahre nicht mehr beanspruchen; das Maß des Zulässigen war mehr als erschöpft.

Als er so in mißmüthiger Laune seinen trüben Gedanken nachhing, meldete Johann ihm plötzlich ziemlich erregt den Besuch des alten Herrn von Falkenhorst.

Ob Ferdinand seiner Überraschung und seinem Unmut Ausdruck zu geben vermochte, stand der Vater schon vor ihm. Das gewohnte nervöse Zucken seines fahlen Gesichtes war heute weit stärker als Ferdinand es je gesehen. Und dennoch sprach der alte Edelmann ruhig und gelassen, nachdem er dem Sohn kurz und kühl die behende Hand geboten: „Ich setze voraus, daß du heute über die Angelegenheit, wegen welcher wir neulich in so ernsten Konflikt gerieten, vernünftiger denkst, mein Sohn. Darum will ich dir das Ungehörliche deines Betragens gegen mich, wozu dich deine Erregung hinriß, aus väterlicher Liebe verzeihen und dir meine Hand zur Versöhnung bieten. Ich will dich nicht zwingen mit Gewalt und auf einmal eine törichte, alle deine Sinne verblendende Neigung aus deinem unerfahrenen Herzen zu reißen. Ich lasse dir Bedenkzeit, wenn du mir ernstlich den guten Willen zeigen willst, ruhig zu prüfen und zu überlegen.“

Ferdinand warf sich, das schwere Haupt auf beide Hände stützend, in einen Sessel, tat einen tiefen Seufzer und fand keine passenden Worte.

Das war ein Triumph für den alten Lebemann, der soeben aus Johanns Hand den zweiten Brief von Fritzchen in Empfang genommen und daraus ersehen, daß das arme Ding felsenfest an des Geliebten Treue glaubte.

Nach längerer Pause fuhr er dann in mildem Ton fort: „Sei also vernünftig, mein Junge. Komm heute mit mir nach Falkenhorst, du wirst dort einige Zerstreung finden, denn wir haben auf ein paar Tage netten Besuch. Die Witwe meines alten, leider zu früh verstorbenen Freundes Ritenburg ist mein Gast. Sie erzählte mir mit gewissem Enthusiasmus, daß sie deine Bekanntschaft bereits gemacht.“ Ein lauernder Blick folgte dieser letzten Bemerkung.

Ferdinand erhob sich etwas schwerfällig, durchmaß mit gesenktem Haupt das Zimmer und sagte dann: „Verzeih, Papa, daß ich dir nicht einmal ein Glas Wein anbot. Ich fühle mich nämlich wirklich — nicht so ganz auf dem Posten. Vielleicht hast du nichts dagegen, wenn ich aus diesem Grunde — heute nicht mit nach Falkenhorst fahre.“ — Er griff zu einer Karaffe Portwein, füllte zwei Gläser und setzte dann seine Wanderung durch das mit kostbaren Teppichen belegte Zimmer fort.

(Fortsetzung folgt.)

Ihr Sonntagsroman.

Skizze von E. Klinger. (Nachdruck verboten.)

Sie war das prächtigste, fröhlichste alte Fräulein, das man sich denken konnte und aus diesem Grunde beliebt bei alt und jung. Sie hatte einen außerordentlich großen Bekanntenkreis, und das kam daher, weil sie seit nunmehr dreißig Jahren als gesuchte Klavierlehrerin hier in ihrer Geburtsstadt tätig war. Ihr Vater war ein tüchtiges Orchestermittglied am hiesigen Stadttheater gewesen und hatte seine Liebe und sein Talent für Musik auf Gilda, sein einziges Kind, vererbt.

„Gelt, Gildchen!“ sprach er oft, wenn er das junge Mädchen abends mit der Geige begleitete, und die Mutter mit einer Handarbeit beschäftigt vergnügt dem Spiel der beiden lauschte, „gelt,

„Willst du dich noch einmal belagen?“ neckte er.

„Nein, nein! laß mich nur los!“ stöhnte die rundliche Frau atemlos, „nimm in Gottesnamen deine Geige wieder in den Arm, ich will nicht mehr eifersüchtig sein.“

In diesem gemütvollen, heiteren Künstlerheim verlebte Gilda eine sonnige, heitere Jugendzeit und von ihren trefflichen Eltern aufs sorgfältigste erzogen, entwickelte sie sich zu einem wackeren, unverfälschten Charakter, der mit Güte und Festigkeit als beste Gabe der Natur einen unverwüßlichen Humor verband. Und so war sie bis heute geblieben, trotz ihrer fünfzig Jahre und schwerer Schicksalsschläge, die sie bis ins Innerste getroffen. Sie hatte nur eine Eigenheit, und niemand wußte, woher die kam; man wagte auch nicht mehr, sie darum zu befragen; denn sie konnte alsdann so sonderbare Augen machen und ihr

ganzes, sonst so herzliches, mitteilbares Wesen nahm einen so eifrig abwehrenden Charakter an, daß selbst die neugierigsten, vorlautesten

Frager verlegen davor verstummten. Und diese Marotte, wie ihre Freunde sagten, bestand darin, daß sie, welche als gesellige Natur die ganze Woche über gern jeder Einladung Folge leistete und ein heiterer, gern gesehener Gast war, der nirgends als Spielverderber

austrat, den Sonntag stets für sich allein zubrachte, und an diesem Tage nicht zu bewegen war, selbst ihre besten Freunde zu besuchen. —

Ebensowenig liebte sie es auch, wenn man sie in ihrer sonntäglichen Einsamkeit in ihrem eigenen Hause störte, und ihre Bekannten respektierten die einzige Schrunne des Fräuleins.

Da, in einem Winter, der regnerisch und ungesund war, erkrankte sie nicht unbedenklich an einer schweren

Influenza. Ihre Lieblings-schülerin, ein junges, talentvolles, aber blutarmes Mädchen, an dem sie viel Gutes getan, wick nicht von ihrem Lager und pflegte sie mit der Hingebung einer Tochter.

Als sie wieder so weit genesen, daß sie aufstehen konnte, litt sie nach ihrer resoluten Art nicht länger, daß ihre junge Pflegerin ihr den ganzen Tag widmete.

„Ich bin gottlob soweit wieder bei der Hand, daß ich mir selbst helfen kann und du, liebe Berta, hast noch andere Pflichten, als die gegen deine alte Lehrerin. Du gehst jetzt hübsch nach Hause und morgen nachmittag, wenn du Lust hast, kannst du mich auf ein paar Stunden besuchen.“

Alle Einwendungen des Mädchens halfen nichts; sie mußte sich den Anordnungen fügen. Fräulein Gilda erholte sich jetzt rasch und empfing täglich nicht nur den Besuch Bertas, sondern auch den anderer Freunde und Bekannte. Am Samstag, als



Blauerständchen. Nach dem Gemälde von H. Buchner. (Mit Text.)
(Original im Besitze von E. V. Fleischmanns Hofkunstverlag, München.)

es geht doch nichts über Musik; ohne sie kann ich mir kein Leben vorstellen, sie ist das Höchste, das Beste!“

„Ei, Vater!“ fiel dann wohl die Mutter gutmütig lachend ein, „vergift du mich ganz? Bin ich dir nichts? Es gab eine Zeit, wohl an die zwanzig Jahr ist's her, da schwur mir ein junger Musiker, daß meine Liebe ihm das Höchste dünke. Und ich Lörin habe es geglaubt, bis ich sehr bald merken mußte, daß ich eine Nebenbuhlerin in der Frau Musika besaß, die er lange vor mir geliebt.“

„Sei froh, Mutterchen, daß du nie eine andere Rivalin besessen als die holde Musika; mit dieser, denke ich, konntest du dich gerne in mein Herz teilen, ohne Eifersucht und Schmerz. Ja, ich bin überzeugt, daß du ganz im stillen einen Kompromiß mit ihr geschlossen hast, und dich sehr gut mit ihr verträgst, ist's nicht so?“ Er schlang in frohem Übermut den Arm um ihre Taille und walzte mit ihr, sie mochte wollen oder nicht, einige Male im Zimmer herum.

...nechte er.
...die rundliche Frau
...wieder in den Arm,

...in der Heim verlebte Hilda
...ihren trefflichen Eltern
...sich zu einem wackeren,
...und Festigkeit als beste
...Humor verband. Und so
...inzig Jahre und schwerer
...ste getroffen. Sie hatte
...te, woher die kam; man
...fragen; denn sie konnte
...und ihr ganzes, sonst so
...herzliches, mit-
...teilsames Wesen
...nahm einen so
...eifrig abwehren-
...den Charakter
...an, daß selbst die
...neugierigsten,
...vorlautesten

Frager verlegen
davor verstummen.
Und diese
Marotte, wie ihre
Freunde sag-
ten, bestand da-
rin, daß sie, wel-
che als gesellige
Natur die ganze
Woche über gern
jeder Einladung
Folge leistete
und ein heiterer,
gern gesehener
Gast war, der
nirgends als
Spielverderber
auftrat, den
Sonntag stets
für sich allein
zubrachte, und
an diesem Tage
nicht zu bewegen
war, selbst ihre
besten Freunde
zu besuchen.

Ebenso wenig
liebte sie es auch,
wenn man sie in
ihrer sonntäglichen
Einsamkeit
in ihrem eigenen
Hause störte, und
ihre Bekannten
respektierten die
einzige Schrunke
des Fräuleins.

Da, in einem
Winter, der reg-
nerisch und un-
gesund war, er-
krankte sie nicht
unbedenklich an
einer schweren
Influenza. Ihre
aber blutarmes Mäd-
chen nicht von ihrem Lager
Dochter.

...aufstehen konnte, litt
...daß ihre junge Pfl-

...er Hand, daß ich mir
...noch andere Pflichten,
...jetzt hübsch nach Hause
...ast, kannst du mich auf

...sien nichts; sie mußte
...Hilda erholte sich jetzt
...Besuch Bertas, sondern
...Um Samstag, als

Berta sich wie gewöhnlich als die letzte verabschiedete, zog Fräulein Hilda sie in ihre Arme und sprach bedeutungsvoll:

„Komm doch morgen wieder, mein Kind!“

„Aber morgen ist Sonntag, Fräulein Hilda!“ entgegnete schüchtern das Mädchen.

„Ich weiß es, Bertchen! aber dennoch bitte ich dich, komm!“

Als am nächsten Mittag die beiden beisammen saßen, begann plötzlich Fräulein Hilda:

„Gutes Kind, ich betrachte dich schon lange wie eine Tochter, und daß du mir die Gefühle einer solchen entgegenbringst, das habe ich ja gerade jetzt wieder Gelegenheit gehabt, zu sehen. Mutter und Tochter aber



Fig. 1. Dreihörniges Schaf aus der Nepalrasse, (Ovis naheer Hodgk.) (Mit Text.)

sollen keine Geheimnisse voreinander haben; auch hat mich die Krankheit etwas weich gestimmt, so daß ich das Bedürfnis fühle, mich einem Menschen anzuvertrauen. Kurz und gut, ich habe mich entschlossen, dir zu erzählen, warum ich den Sonntag stets allein zubringen und an diesem Tag nicht einmal meine besten Freunde um mich zu sehen wünsche. Es handelt sich dabei nicht um die Schrunke einer alten Jungfer, wie du dich gleich selbst überzeugen wirst.

Von meinen lieben, teuren Eltern habe ich dir oft erzählt und von unserem schönen, glücklichen Familienleben. An Geld und Gut hatten wir ja niemals Überfluß, dafür aber an den Gaben, die allein das Glück des Lebens ausmachen, und für die mancher Reiche sein Vermögen geben würde, wenn er sie dagegen eintauschen könnte. Mein Vater liebte die Geselligkeit, und da er jeden zweiten Sonntag dienstfrei war, so hatten wir für diese Tage immer irgendeine Zusammenkunft mit unseren Freunden; während der schönen Jahreszeit gab's Ausflüge ins Freie, und bei schlechtem Wetter traf man abwechselnd beim einen und beim andern zusammen. Ich hatte auf diese Art viel Gelegenheit, mit heiratsfähigen Männern bekannt zu werden, und mancher von ihnen suchte sich mir zu nähern; denn ich war, wie man allgemein behauptete, hübsch, und dabei stets munter und guter Dinge, und das gefällt. Ich aber dachte zu jener

Zeit nicht daran, mich zu binden, insbesondere, oder vielmehr einzig aus dem Grunde, weil keiner noch Eindruck auf mein Herz gemacht hatte; denn, so arm ich



Professor Dr. Otto Köbner,

der erste deutsche Professor für Kolonialrecht. (Mit Text.)

auch war, und wie ich wohl wußte, darauf angewiesen, mir mein Brot einst selbst verdienen zu müssen, niemals wäre ich ohne Liebe eine Ehe eingegangen. So war ich zwanzig Jahre alt geworden, da ereilte mich mein Schicksal.

Es war bei einem Mai-ausflug, da lernte ich einen jungen Musiker kennen, der ein kurzes himmlisches Glück und langes, tiefes Leid in mein Leben getragen. Wir liebten uns beim ersten Blick, unsere Seelen flogen jubelnd zusammen von dem Augenblicke an, wo wir uns zum

erstenmal gegenüberstanden. Er war nicht eigentlich schön zu nennen, aber er besaß einen Zauber, der mehr fesselt als klassische Gesichtszüge und tadellose Gestalt und das was die Hoheit des Geistes, die auf seiner hohen, von Locken umwallten Stirne thronte, und der Ausdruck der Herzengüte in den seelenvollen Augen. Ach Kind, es war ein Tag, so reich an Schönheit und



Oesterreichische Staatsmedaille für besondere Verdienste um das Schul- und Unterrichtswesen. (Vorder- und Rückseite). Phot. Photofer. (Mit Text.)

Glück, wie er uns nur selten im Leben geschenkt wird; die Welt im Schmuck des jungen Maiengrüns, Waldesduft und Waldeszauber um uns her, in unseren jungen Herzen das erste schüchterne, wunschlose Erwachen der Liebe — es schien, als würden wir auf rosigen Wolken in den Himmel getragen.

Von diesem Zeitpunkt an sahen wir uns jeden Sonntag. Und nun begann ein ganz neues Leben für mich, es schien mir, als ob die Wochentage nur dazu da wären, um den Sonntag zu erwarten, ich rechnete nur von Sonntag zu Sonntag, ja die ganze Welt dünkte mich einzig und allein auf den Sonntag eingerichtet zu sein. Gegen Ende des Sommers verlobten wir uns heimlich, selbst meine guten Eltern wußten nicht darum, mein Bräutigam wollte sich erst eine passende Stellung erringen, ehe er bei ihnen um meine Hand warb, da auch er kein Vermögen besaß. Uns kümmerte dies vorläufig nicht viel; wir waren glücklich im Besitz unserer Liebe, wir waren jung und konnten mit der Heirat warten. Welch liebliche Zukunftsbilder entwarfen wir jetzt bei unseren sonntäglichen Zusammenkünften — denn damit mußten wir uns selbstverständlich vorläufig begnügen, wenn wir unser Geheimnis nicht preisgeben wollten — welche frohe Hoffnungen und rosige Träume erfüllten

unsere Herzen, wenn wir uns in Gedanken unser künftiges Leben zimmerten. Die Erde verschwendete ihre Glückseligkeit an uns, während wir uns mit eiligen Schritten dem Abgrund näherten, der dieselbe in seiner schwarzen Tiefe verschlingen sollte.

Nur wenige Wochen waren wir verlobt, da machte mir mein Bräutigam die Mitteilung, daß er ein glänzendes Engagement bei einer Truppe, die eine Konzertreise nach Amerika machen wolle, haben könne. — Und nicht allein würde ihm diese Reise viel Geld einbringen, sondern er erhoffte auch dadurch bald die ge-sehnte



Fig. 2. Dreihörniger Schädel eines Schafkopfs aus der ostpreussischen Land-schafrasse, Einzelmutation.



Fig. 3. Einhörntiges Schaf (Ovis naheer Hodgk.) aus Nepal; zeigt fortgesetzt inhibitive Hornabweichungen.

Stellung zu erlangen, die unsere baldige Heirat ermöglichen würde.

„Indessen habe ich mich nicht eher binden wollen, als bis ich deine Meinung gehört, liebe Hilda!“ sagte er mir. „Doch gebe ich dir zu bedenken, ehe du dich entscheidest, daß du damit über unsere Zukunft entscheiden wirst.“

Und keine Ahnung flüsterte uns zu, in welcher fürchterlicher Weise sich seine Worte erfüllen sollten! Wir söhnten uns mit dem Gedanken einer mehrmonatlichen Trennung aus, weil wir unser Glück in kürzester Frist dadurch zu erkaufen meinten, und bald darauf trat mein Bräutigam mit anderen Kollegen und Kolleginnen die Reise nach Amerika an.

Daß mich kurz über die folgenden Ereignisse hinweggehen, Kind, sie waren zu schmerzlich, als daß ich in Gedanken daran verweilen möchte.

Zuerst ging alles gut; mein Bräutigam schrieb häufig Briefe, worin er von seinen Erfolgen berichtete und von seiner Sehnsucht und Liebe sprach. Ich antwortete ebenso fleißig. Plötzlich blieben seine Briefe aus; ich ward unruhig, und in dieser Stimmung eröffnete ich meiner Mutter mein Herz. Sie suchte mich zu trösten, ich merkte aber wohl, daß sie selbst sich sorgte.

Endlich eines Tages kam der Postbote mit einem Schreiben aus Amerika, aber von einer unbekanntem Hand an meine Mutter gerichtet. Sie las und ward totenbleich; ich riß ihr das Blatt aus der Hand, da fiel ein eingelegerter Zettel auf den Boden, den ich hastig aufhob. Es war meines Bräutigams Schrift, aber ach! wie traurig verändert! Er schrieb:

„Teuerste Hilda!

Es geht mit mir zu Ende! Vergib, ich konnte nicht anders, ich mußte das Kind retten, es schrie so herzzerreißend; suche dich zu trösten, Geliebte, es war Gottes Wille! Wir sehen uns wieder dort oben, wo's keine Trennung mehr gibt.“

Vor meinen Augen ward's Nacht, als ich zu Ende gelesen; ich fiel in eine schwere Krankheit und hörte erst nach Wochen den Zusammenhang. Mein Bräutigam hatte ein Kind aus dem Wasser geholt und sich dabei eine Rippenfellentzündung zugezogen, der er erlag. Sein Freund, der ihn gepflegt, berichtete meiner Mutter auf seinen Wunsch ausführlich über alles.

Zwei Tränen rannen langsam über des alten Fräuleins Wangen, Berta aber sprang auf, umarmte sie ungestüm und gab ihr die zärtlichsten Worte. „Wie Sie das nur überleben konnten!“ rief sie einmal ums andere.

„Es ist Christenpflicht, uns in das zu fügen, was Gott uns auferlegt,“ antwortete das Fräulein ernst. Dann fuhr sie fort: „Als ich vollständig genesen, nahm ich meine Arbeit wieder auf, und in ihr habe ich mich allmählich zum Frieden durchgerungen. In meinem Innern freilich war etwas Köstliches zerbrochen; aber ich gestattete mir selbst nicht, darüber nachzugrübeln. In Ergebung nahm ich mein Kreuz auf mich, und so hat mich der Herr gesegnet. Der Sonntag aber ist der Erinnerung an mein kurzes Glück geweiht, und jetzt wirst du begreifen, Liebling, warum ich mich nicht gerne in meinem Herzensträume stören lasse.“

Berta drückte voll Ehrerbietung einen Kuß auf die feine Hand des Fräuleins; der Mond aber, der inzwischen aufgegangen, blickte mit seinem milden Licht in das fromme Antlitz der stillen Dulderin, die so tapfer ihre tiefe Wunde verbarg und voll Gottvertrauen auf ein Wiedersehen im Jenseits mit dem so treu Geliebten hoffte.

Masern und Scharlach.

Die beiden Krankheiten, von denen im folgenden die Rede sein soll, weisen, äußerlich betrachtet, so manchen gemeinsamen Zug auf. Ja noch mehr: auf den ersten Blick ist es oft gar nicht so einfach, die beiden zu unterscheiden, zumal wenn man nur das Aussehen des Kranken und nicht die begleitenden Beschwerden, also gerade dasjenige, das für den Nichtarzt doch meistens das Ausschlaggebende für sein Urteil ist, in Betracht zieht. Nun sind aber bei Masern und Scharlach die Hautausschläge, in denen der Laie die eigentliche Krankheit zu erblicken gewohnt ist, nur ein Teil derselben, und noch dazu derjenige Teil, der minder wichtig und minder gefährlich ist. Die Hauptsache bleibt die innerliche Erkrankung, die nicht nur die Haut, sondern auch den ganzen übrigen Körper ergriffen hat, und zu der die Ausschläge im Verhältnis der Wirkung zu ihrer Ursache stehen. — Trotzdem wäre es verfehlt, zu glauben, daß die Ähnlichkeit zwischen Masern und Scharlach nur eine äußerliche ist, die bei der geringeren Bedeutung der äußeren Krankheits Symptome noch weniger für die Erkenntnis des Wesens der Krankheiten ins Gewicht fallen müßte. Es geht vielmehr aus allem, was wir darüber wissen, mit Sicherheit hervor, daß es auch andere als bloß äußerliche Ähnlichkeiten zwischen den beiden Krankheiten gibt. Vor allem gehören Masern

sowohl wie Scharlach jener Gruppe von Krankheiten an, die durch das Eindringen mikroskopisch kleiner Pilze in das Getriebe des Organismus entstehen. Wie diese Pilze aussehen, wodurch sie sich bei den beiden Krankheiten unterscheiden, wie man ihnen zu Leibe rücken kann, darüber ist nun freilich noch nichts Bestimmtes bekannt. Geringer haben sie mit denen, die bisher genauer studiert werden konnten, die Eigenschaft gemein, daß sie durch einmaliges Auftreten den Körper gegen eine neuerliche Erkrankung derselben Art „immun“ machen. Das Kind, das die Masern oder den Scharlach einmal überstanden hat, wird mit sehr großer Wahrscheinlichkeit nicht mehr von ihnen attackiert werden. Absolut gewiß ist jedoch auch dies nicht; es kann gelegentlich vorkommen, daß die „Immunität“ des Körpers solcher Kinder zu schwach ist, um den eindringenden Krankheitskeim voll und ganz unschädlich zu machen.

Die Masern zählen wohl zu den häufigsten Kinderkrankheiten, und es ist vielleicht gerade dieser ihrer Häufigkeit zuzuschreiben, daß wir sie überhaupt als Kinderkrankheit bezeichnen dürfen. Denn dadurch, daß so viele Menschen sie in den Kinderjahren überstehen, bleiben sie für ihr ganzes Leben gegen eine zweite Ansteckung geschützt. Immerhin können auch Erwachsene an den Masern erkranken, wenn auch im allgemeinen ihr Körper gegen sie widerstandsfähiger zu sein scheint. — Bei einem epidemischen Auftreten der Masern — und solche Epidemien sind durchaus nicht selten — erkranken manchmal alle in einer Ortschaft oder Gegend wohnenden Kinder. Dies rührt daher, daß das Maserngift, auch ohne daß der Kranke berührt wird, durch die Luft vom Kranken auf die in demselben Raume befindlichen gesunden Körper übertragen wird. Vor ein paar Jahren noch war die Ansicht ganz allgemein verbreitet, daß Personen, die irgendwo mit einem Kranken in Berührung gekommen sind, hernach den Krankheitsstoff verschleppen, ohne daß sie selbst mit Notwendigkeit von der Krankheit befallen werden. Daß eine solche Verschleppung gelegentlich vorkommen kann, darf nicht geleugnet werden, dagegen ist es mehr als unwahrscheinlich, daß sie sehr häufig statthat. Die Ansteckungsmöglichkeit im Falle einer Masernepidemie ist so groß, daß es einer solchen indirekten Übertragung der Krankheit gar nicht erst bedarf, um ihr die denkbar größte Verbreitung zu geben.

Die Masern-Erkrankung setzt mit Beschwerden ein, die zunächst noch ohne die Begleitung der charakteristischen roten Flecke und Punkte sich melden. Ein allgemeines Unwohlsein, Fieber, Appetitlosigkeit, gestörter Schlaf und leichter Katarth sind immer die Vorboten der eigentlichen Krankheit. Das Fieber wird nach einigen Tagen stärker, und etwa zehn Tage nach dem Beginn der Beschwerden zeigen sich die ersten verdächtigen Rötungen. Nunmehr geht es schnell weiter: aus den Flecken und Flecken werden ganze große Gebiete, über die sich die rote Färbung erstreckt. Und diese Gebiete nähern sich immer mehr und mehr, bis sie sich an vielen Stellen zu einem einzigen zusammengeschlossen haben. Damit ist die Krankheit auf ihren Höhepunkt gelangt. Der Körper ist von Fieberglut erfaßt, meist hat sich ein heftiger Bronchial- oder Rachenkatarrh eingestellt; Atembeschwerden, Durst, Juckpilze in der Haut quälen den Kranken. Ist nun dieses unangenehme, glücklicherweise aber auch ziemlich kurze Stadium der Krankheit vorübergegangen, dann beginnt die „Abschuppung“, das Ablösen der obersten Hautschichte in ganz kleinen Schüppchen. Und damit wird, sofern sich nicht eine zweite Krankheit an die Masern schließt, der Gesundungsprozeß eingeleitet.

Man begegnet oft der Meinung, daß die Masern im Gegensatz zum Scharlach eine unschuldige, ungefährliche Krankheit seien. Das ist nun freilich nicht richtig, denn die Gefährlichkeit der Masern- und der Scharlach-Erkrankung liegt nicht so sehr in diesen Krankheiten selbst, als vielmehr in denen, die — leider nur zu häufig — in ihrem Gefolge auftreten. Und da muß allerdings zugegeben werden, daß die Folge- und Nachkrankheiten beim Scharlach oft gefährlicher und langwieriger sind als bei den Masern.

Die Ansteckung mit dem Scharlachgifte und seine Verbreitung erfolgt auf ganz analoge Weise wie die der Masern. Auch hier gibt es zwischen dem Ausbruche der Krankheit und dem Zeitpunkt, in dem die Ansteckung erfolgte, ein Zwischenstadium mit ähnlichen Vorläufern. Nur dauert dies beim Scharlach meist kürzere Zeit; oft sind schon nach vier bis fünf Tagen die haufenweise geordneten roten Punkte da, die bald die Haut mit einer roten Schichte überziehen. Mit dem Ausschlage tritt überaus heftiges Fieber auf, und daneben noch eine Rachenentzündung, die bald das Aussehen einer Diphtheritis annimmt. Um echte Diphtherie handelt es sich hierbei nicht, doch ist die Scharlach-Diphtherie oft nicht weniger tödlich als die echte. Weiter wird durch das Scharlachfieber immer die Niere in Mitleidenschaft gezogen. Die Abschuppung der Haut bildet auch beim Scharlach den Abschluß der schweren Erkrankung; die Schuppen sind meist größer als bei den Masern. Insofern ist ja auch der Scharlach noch eine glimpflich verlaufende Krankheit, wenn nur der tatsächliche Ver-

lauf auch immer unserem schematischen Bilde entspräche! Doch auch wenn wir davon absehen, daß eine Steigerung in der Intensität einer der Teilerkrankungen, des Fiebers, der Scharlach-Diphtherie, der Nierenaffektion, leicht eine bedrohliche Wendung herbeiführen kann, dürfen wir das häufige Auftreten von Nacherkrankungen nicht vergessen. Durch den Krankheitsprozeß (und zwar nicht nur durch den des Scharlachs, sondern auch durch den der Masern) wird die Widerstandsfähigkeit des ganzen Organismus herabgesetzt, und da mit der Krankheit selbst Nebenwirkungen in einzelnen Körperorganen auftreten, so ist der Keim und der Nährboden für eine zweite Erkrankung gegeben. Bei den Masern ist es die Lungenentzündung, die nicht zu selten aus dem Bronchialkatarrh herauswächst, beim Scharlach können aus den Krankheits-symptomen in Rachen, Hals und Niere selbständige, gefährliche Krankheiten entstehen. Damit ist aber die Zahl der Nacherkrankungen bei Scharlach und Masern keineswegs erschöpft. Es kommen auch mitunter recht langwierige Kehlkopf-, Augen-, Ohren-, selbst Gehirnleiden nebst anderen vor.

Obwohl es uns heute noch an sicher wirkenden Heilmitteln gegen die beiden Krankheiten fehlt, so sollte es doch niemals versäumt werden, den Arzt heranzuziehen, wenn der Verdacht besteht, daß in einem Falle eine von ihnen vorliegt. Dieser Verdacht ist aber um so mehr gerechtfertigt, wenn in der Umgebung des Patienten, unter den Spielgenossen, Schulgefährten oder gar unter den Geschwistern Masern oder Scharlach aufgetreten sind, er ist es ferner, wenn eine dieser Krankheiten am Orte epidemischen Charakter angenommen hat.

Stehende Redensarten.

Jedes Volk hat Ausdrücke, Beteuerungen und dergleichen, die seiner Geistes- und Charakterrichtung angepaßt sind, ohne die man sich den Angehörigen dieser oder jener Nation gar nicht denken kann. Der Russe sagt bei jeder möglichen Gelegenheit „Nitschewo“ (tut nichts! macht nichts!). Wenn man ihm seine Hinrichtung ankündigt, darf man sicher sein, daß er „Nitschewo“ antwortet. Mit Nitschewo stürmt er auf die feindlichen Batterien los, geht er in den Tod.

Seelenverwandt ist der Lieblingsausdruck des Türken: *Not, jof!* (zu deutsch: Das ist mir gleichgültig!), mit dem er sich über sein Kismet, sein Schicksal stoisch tröstet. Alles ist ihm gleichgültig, kein Wunder, daß es in der Türkei keinen Fortschritt gibt.

Der Spanier sagt bei jedem Anlaß *quien sabe?* (Wer weiß es?), ein Ausruf, der für seine Indolenz und Denkschwäche äußerst charakteristisch ist, denn wer fortgesetzt fragt: *Wer weiß es?* will nichts wissen, will nicht belehrt sein.

Dieselbe Indolenz tritt uns auch in dem Lieblingswort der Neugriechen „*Dembirasi*“ (es wird schon gehen!) entgegen.

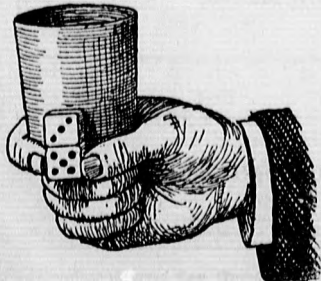
Bezeichnend für den illusionsfreien, rastlosen, berechnenden Charakter des Amerikaners sind seine drei Lieblingsausdrücke: *It is a fact* (das ist eine Tatsache), *I calculate* (ich rechne!) und *go ahead!* (geh vorwärts! immer drauf los!).

Unter den vielen stehenden Redensarten des Deutschen wird jedem rückgratfesten Germanen am verächtlichsten der Ausruf sein: „Gehorsamer Diener!“ er entstammt einer Zeit, die Gott sei Dank überwunden ist, wie die Formel: „Ich ersterbe als Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster Diener!“ Weides ist so ungermanisch wie nur möglich und sollte als grober Unfug gesellschaftlich schwer verpönt werden.

Zeitvertreib

Kunststück, mit 2 Würfeln auszuführen.

In die rechte Hand nehme man einen Würfelbecher und zwei Würfel. Von den beiden Würfeln soll zuerst der obere allein in den Becher geworfen werden; bei einiger Geschicklichkeit wird das ohne weiteres gelingen. Ungleich schwieriger ist die Aufgabe, nunmehr den zweiten Würfel zu dem ersten in den Becher zu werfen, denn bei jedem solchen Versuche springt der erste Würfel in die Höhe und fällt aus dem Becher heraus. — Um beide Würfel im Becher zu vereinigen, werfe man den zweiten nicht in die Höhe, sondern lasse ihn fallen und mache gleichzeitig mit dem Becher in der Hand rasch eine entsprechende Bewegung in die Tiefe. Der erste Würfel bleibt dann im Becher liegen, der zweite wird unschwer aufzufangen sein, bevor er die Erde berührt.



Würfel bleibt dann im Becher liegen, der zweite wird unschwer aufzufangen sein, bevor er die Erde berührt.

Frühlingslied.

Tief im grünen Frühlingshag
Durch die alten Rüstern
Wandelt leis am schönsten Tag
Wunderjames Flüstern.

Jedes Säublein spricht: Gott grüß!
Zu dem Laub daneben.
Alles atmet tief und süß
Geil'ges Friedensleben.

Und wie Blüt' und Blatt und Strauch
Still sich wiegt im Glanze,
Wiegt sich meine Seel' im Hauch,
Der durchströmt das Ganze.

Emanuel Geibel.

Unsere Bilder

Blattschmetterlinge. Um ihre Kinder für den Kampf ums Dasein zu rüsten, greift die Natur zu recht verschiedenen Mitteln. Dem einen gibt sie Waffen und Wehr, den anderen rüstet sie mit kluger List aus, dem dritten endlich gibt sie die Lüge. Indem es täuscht, entzieht sich das Tier den Nachstellungen seiner Feinde. Wenn z. B. blattfressende Insekten grün sind, solche, die auf Baumrinden leben, grau oder braun, wenn unser Alpenhuhn im Winter weiß, sein schottischer Verwandter aber zu gleicher Zeit heidfarben erscheint, so muß solche Färbung dem Tiere einen gewissen Schutz verleihen, ihm in der gleichgefärbten Umgebung von Nutzen sein. Aber die Natur geht im Hervorbringen von Schutzfarben und Ähnlichkeiten, die Schutz und Vorteil verleihen, oft noch viel weiter. Namentlich in der Insektenwelt und hier wieder vor allem bei den tropischen Schmetterlingen finden wir ganz merkwürdige Erscheinungen von „Mimikry“, wie man solche Täuschung, solche Anpassung nennt. Diese Schmetterlinge (Kallima- und Eideronearten) sind auf der oberen Flügelseite oft mit leuchtend roten oder schillernd blauen Farben geschmückt, und jagt man sie dann, so lassen sie sich irgendwo im Buschwerk nieder und sind plötzlich verschwunden, unsichtbar geworden. Sie haben nämlich ihre vier Flügel nach oben zusammengeklappt, zeigen nunmehr bloß die Unterseite, und diese gleicht in Zeichnung und Form so völlig einem welken, halbverfaulten Blatte, daß der Schmetterling von wirklichen Blättern nicht zu unterscheiden ist; eine Täuschung, die dadurch zur vollkommenen gemacht wird, daß die Schmetterlinge die Fühler zwischen den Flügeln verbergen und die in eine Spitze ausgezogenen Hinterflügel als „Blattstiel“ gegen den Zweig, auf dem sie sitzen, stecken. Diese Schmetterlinge wissen sehr wohl, daß sie vor spähen den Feinden geschützt sind. Von unseren Schmetterlingen zeigt u. a. die große Moberholzeule (*Calocampa exoleta*), ein Nachtfalter, eine ähnliche aktive Mimikry. Das hat schon der alte Käsel treffend beschrieben: „Wenn er des Tages gleich frei an den Stämmen der Bäume hängt, so sichtet man ihn zehemmal eher für ein Stücklein Baumrinde, als für eine lebendige Kreatur an. Er ist auch bei Tage so unempfindlich, daß er, wenn man ihn ohngefähr von seiner Ruhestatt herabwirft, als leblos zu Boden fällt, und ohne einige Bewegung liegen bleibt. Mag man ihn gleich in die Höhe werfen, oder ihn hin und her kehren, so wird er selten ein Anzeichen des Lebens geben.“

Plauderstündchen. Ein anmutiges Bild voll stillen häuslichen Friedens zaubert uns H. Buchner in seinem „Plauderstündchen“ vor Augen. Gar fleißig hat die junge Mutter gearbeitet, denn sie muß tüchtig schaffen für die drei kleinen Schelme, die nun, da sie eine kurze Pause macht, ernst und aufmerksam zuhören, wie die Mutter ihnen das bunte Bild erklärt, das sie mit sinnigem Kinderblick betrachten. Selbst das Jüngste sitzt mäuschenstill; es versteht zwar nicht die Worte der Mutter, aber es hört den weichen Klang der Mutterstimme — den versteht das Kind. Es liegt ein duftiger Hauch auf solchem Plauderstündchen, in dem die Mutter viel guten Samen in die jungen Herzen säen kann, und wer in seiner Kindheit dieses Glück genossen, der denkt in späteren Jahren noch gern daran zurück.

Ein- und dreihörnige Schafe. Der Himalaja hat als mächtigste Wetter-scheide mancherlei Seltenheiten in der Tierwelt aufzuweisen. Zwergschweine, Himalajabären, Steinböde, Tiger, wilde Hunde, Nebelparder, Yak, verschiedene Mufflon- und Schafarten sind diesem größten Alpengebirge der Erde in buntem Gemisch eigentümlich und bieten dem Zoologen ein interessantes Studienmaterial dar. Leider aber ist eine genaue Erforschung dieses zum größten Teil unwirtlichen Gebietes mit so vielen und unübersehbaren Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, daß man nur schrittweise seiner Fauna neue Geheimnisse abzulauschen vermag. Als besonders unzugänglich ist das am südlichen Himalajaabhäng gelegene unabhängige Fürstentum Nepal anzusehen. Die britisch-indischen Beamten überwachen den Fremdenverkehr nach diesem Nachbarstaate mit eifersüchtigen Augen, so daß es fast nur ihren Landsleuten möglich ist, das Maharadschareich zu durchqueren. Von den reichen zoologischen Schätzen Nepals hat nun der Prinz von Wales während seiner letzten Indienreise einige wertvolle Objekte sammeln lassen und sie dem zoologischen Garten in London geschenkt. Darunter befinden sich auch mehrere Exemplare der nur in Nepal heimischen Schafraße *Ovis nahoar* Hodgs., kleine, kräftig gebaute scheue Tiere, welche in den höchsten Regionen dieses Landes bis zu 5000 m haufen. Obwohl aus einem und demselben Stamme entsprossen, haben sie die Eigentümlichkeit, durch die Zahl der Hörner voneinander abzuweichen. Man findet unter ihnen seltenerweise Einhörner (Fig. 3), Zweihörner, Drei- (Fig. 1), ja sogar Vierhörner. Die ersteren mit einem nach hinten gebogenen breiten Horn bieten einen eigenartigen Anblick. Der Kopfschmuck der dreihörnigen Tiere besteht an der Stirnwurzel aus nur zwei Hörnern; erst nach einer kleinen Anschwellung an der Hautoberfläche zweigt sich von dem einen das dritte Horn ab. Die bemerkenswerteste und in der Tierwelt bisher überhaupt noch nicht beobachtete Abweichung

zeigen die Vierhörner. Ihr Gehörn ist in zwei Paare geteilt, von denen das eine unmittelbar oberhalb der Augen in einem nur kurzen Hörneransatz hervortritt, während das andere in langen Gabeln dahinter angeordnet liegt. Merkwürdig ist, daß die Nepalschafe fortgesetzt zu solchen Mutationen neigen und z. B. einhörnige Eltern ein-, zwei-, drei- und vierhörnige Nachkommen erzeugen. Früher hatte man bekanntlich bei andern Tieren die stets gleichbleibende Beobachtung gemacht, daß derartige neue Rassen bildende Veränderungen nur vereinzelt in sehr langfristigen Perioden auftreten und von den Eltern auf die Nachkommen in genau derselben Form vererbt werden. Eine solche stellt auch der in Fig. 2 abgebildete dreihörnige Schädel eines heimischen Schafbocks aus der ostpreussischen Landschaft, den uns Herr Tierarzt Nord zur Verfügung gestellt hat, dar. Dement-

sprechend ist dann die Mutationstheorie formuliert worden. Die beschriebenen von dieser allgemeinen Regel abweichenden Mutationserscheinungen bei den Nepalschafen durchbrechen somit also nicht nur die bisherige Theorie, sie eröffnen zugleich auch einen ganz neuen bedeutungsvollen Ausblick in die Verwandlungsfähigkeit einer und derselben Gattung. Henry Serffalt.

Oesterreichische Staatsmedaille für besondere Verdienste um das Schul- und Unterrichtswesen. Das österreichische Unterrichtsministerium hatte einen Preis von 5000 Kronen für eine Medaille ausgeschrieben, die für besondere Verdienste um das Schul- und Unterrichtswesen verliehen werden soll. Die vorstehenden Abbildungen zeigen den preisgekrönten Entwurf, dessen Schöpfer der Wiener Medailleur Prof. Stephan Schwarz ist.

Der erste deutsche Professor für Kolonialrecht: Professor Dr. Otto Köbner, Berlin. Das täglich wachsende Interesse, welches alle Kreise den kolonialen Angelegenheiten zuwenden, hat es rathsam erscheinen lassen, einen besonderen Lehrstuhl für Kolonialrecht zu schaffen. Diese Professur wird dem bisherigen Privatdozenten in der juristischen Fakultät der Berliner Universität, Wirklichen Admiraltätsrat im Reichsmarineamt Professor Dr. Otto Köbner übertragen werden. Professor Köbner steht im 38. Lebensjahr. Er trat im Jahre 1898 nach Beendigung seiner Studien als Hilfsarbeiter ins Reichsmarineamt ein, wo er beim Dezernat für die Angelegenheiten des Gouvernements Kiautschau tätig war. Im März 1901 erfolgte seine Beförderung zum Admiraltätsrat und im Juli 1902 seine Ernennung zum Professor. Nach der Schaffung einer besonderen Zentralverwaltung für das Schutzgebiet Kiautschau trat er in diese Behörde über, nachdem er gleichzeitig zum Wirklichen Admiraltätsrat befördert worden war.



Dann erst recht.
„Du, wovon soll ich denn nur mit meiner Tänzerin sprechen?“
„Von ihrer Schönheit!“
„Wenn sie aber zufällig gar nicht schön ist?“
„Dann erst recht!“

gelingen findet. So macht die Dose die Runde um die Tafel und jeder wundert sich laut über die Ähnlichkeit des Bildes, so daß der König nicht wußte, was er von der Sache denken sollte. Endlich kam auch die Dose zu ihm und er brach ob des gelungenen Scherzes in große Heiterkeit aus.

Gemeinnütziges

Apfelgelee mit Apfelsinen. Zu diesem Gelee können harte Winteräpfel sowie auch nur Apfelschalen benutzt werden. Man setzt das eine oder andere mit wenig Wasser auf, kocht es gehörig aus und gießt dann den Saft durch einen Beutel oder ein Sieb. Auf $\frac{1}{2}$ Liter Saft rechnet man den Saft einer Apfelsine und die Hälfte der auf Zucker abgeriebenen Schale. Im Zucker ist auf jeden halben Liter Saft $\frac{3}{4}$ Pfund zu nehmen. Der Apfelsaft muß mit Zucker und Apfelsine so lange langsam kochen, bis eine kleine Probe davon auf einer flachen Schale erstarrt. Auch mit Zitronen kann man ähnlich verfahren, doch ist peinlich darauf zu achten, daß die Zitrone nicht bitter ist und nicht zuviel Schale zugegeben wird.

Wer gerne Tomaten in der Küche verwendet, sei es zu Suppen oder Bratensaucen, lege sich solche in Salzwasser ein. Dieses muß so kräftig sein, daß es ein Ei trägt. Die Tomaten halten sich vorzüglich und sind gleich zur Hand.

Übermäßig lange Krallen muß man bei Stubenvögeln durch Abschneiden mit der Schere kürzen. Wenn man den Fuß des Vogels gegen das Licht hält, kann man genau an einem fleischfarbenen Streifen erkennen, wie weit sich das lebende Horn der Zehennägel erstreckt.

Nachgeruch vertreibt man durch Aufstellen eines großen flachen Holzgefäßes mit Wasser aus dem Zimmer. am schnellsten von dieser Plage, wenn man die befallenen zarten Triebe auf ein Drittel kürzt und die Abschnitte verbrennt oder zertritt. Auf diese Weise tritt eine Saftstockung ein, wodurch die anderen Blätter erhardt und für das Ungeziefer ungenießbar werden. Je zeitiger dies geschieht, desto vorteilhafter ist es, da sich die Läuse nicht erst mehrmals vermehren und so den Sträuchern doppelten und dreifachen Schaden zufügen können.

Werksteden entfernen man aus Marmor durch Auftragen eines mit Benzol und gebrannter Magnesia hergestellten Breies, welchen man nach dem Abtrocknen wegwäscht.

Gurten in Frühbeeten werden stets außerordentlich von Blattläusen heimgesucht. Um sie zu vernichten, stellt man ein Gefäß mit glühenden Kohlen im Beet auf, gießt Nikotin darüber, schließt den Kasten schnell dicht ab und läßt den sich entwickelnden Dampf einige Stunden hindurch einwirken. Dann deckt man ab und spritzt die Pflanzen mit reinem, etwas angewärmtem Wasser leicht ab.

Auflösung.

N	A	H	E
O	M	E	R
R	E	I	N
A	N	N	A

Allerlei

Gemütlich. Betrunkener (der die Grenze passiert, zum Grenzsoldaten): „Erlauben Sie, is denn der Assi, den ich hab, auch zollfrei?“

Steigerung. Mit achtzehn Jahren fragt sich die Jungfrau: „Wie ist er?“ — Mit dreiundzwanzig Jahren fragt sie sich: „Was ist er?“ — Jetzt mit achtundzwanzig Jahren: „Wo ist er?“

Undank. Straßenbahnfahrergast (auf der Plattform): „Da hab' ich nun der jungen Dame drinnen im Wagen vorhin meinen Sitzplatz abgetreten, und mit meinem Nachbar, der nicht aufgestanden ist, lacht und scherzt sie jetzt!“

Völlig glatt rasierte Russen sind eine sehr seltene Erscheinung. In Rußland trägt so gut wie jedermann einen Bart, ja es herrichte früher dort sogar der Glaube, daß ein hartloser Mann auch keine — Seele habe. I.

Die Zahl der Sterbefälle auf der ganzen Erde berechnet man zu 68 in der Minute, 97 920 für den Tag und 35 740 800 für ein Jahr. Die der Geburten wird dagegen zu 70 in der Minute, zu 100 800 an einem Tage und — das Jahr zu 365 Tage zugrunde gelegt — für ein Jahr zu 36 792 000 berechnet.

Wird das Kamel, das geduldigste und fügsamste Tier, gar zu sehr, etwa bis zur Erschöpfung angestrengt, so sinkt es in die Knie, und nichts in der Welt bringt es dazu, wieder aufzustehen. Es bleibt auf den Knien liegen, bis es auf die Seite fällt und stirbt. I.

Eine kleine Umwandlung. Als einst die Herzogin von Braunschweig bei Friedrich dem Großen zum Besuche in Potsdam war, schenkte der König seinem Oberstallmeister von Schwerin eine silberne Tabakdose, auf deren Deckel ein Eselskopf gemalt war. Der Graf hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als seinen Kammerdiener nach Berlin zu senden und an die Stelle des Eselskopfes das Bild des Königs setzen zu lassen. Am nächsten Tage sprach der König, der die Herzogin auf Kosten des Oberstallmeisters belustigen wollte, bei der Tafel von der Tabakdose, die er dem Grafen geschenkt hatte. Man überreichte sie der Herzogin, diese betrachtete sie und rief aus: „Vortrefflich getroffen, mein Bruder! Das ist eines der vortrefflichsten Porträts, die ich je von Ihnen gesehen habe!“ Der König war betroffen, er fand den Scherz denn doch ein wenig zu stark. Die Herzogin reichte die Dose ihrem Nachbar, der in das Lob einstimmt und ebenfalls das Porträt höchst

Logogriph.

Ich bin mit **O** ein großer Fluß,
Den jeder Leser kennen muß.
Mit **A** hast du mich tausendmal,
Berley' mich nicht, sonst macht dir's Anal.
Julius Falck.

Rätsel.

Mich hat das Eis und auch das Wasser,
Sald bin ich glatt und bald bewegt;
Groß an der Wand, klein in der Tasche,
P fort, so mancher Brief mich trägt.
Melitta Berg.

Homonym.

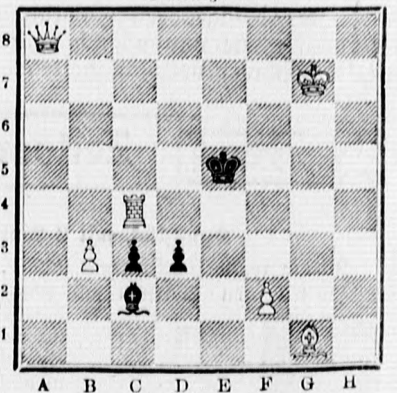
Ich weiß, daß jeder mich begehrt,
Ich habe ganz bestimmten Wert,
Besteht' aus hundert Stücken.
Du findest mich dann an dem Tier,
Und in der Pflanze, glaube mir,
Wirft du mich auch erlöcken. —
Julius Falck.

Schachlösungen.

Nr. 79. D g 7—L 7 etc.
Nr. 80. S b 8—c 6 etc.

Problem Nr. 81.

Von W. Eiche in Stuttgart.
Schwarz.



Weiß.
Matt in 2 Zügen.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Immer heiter, Gott hilft weiter.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.